Die Weltdame.

Roman von E. Lorn.

(6. Fortsetzung.)

Nach dem Austritt aus dem Tunnel änderte sich die Szenerie. Es ging durch ein Gebüsch von Stechpalmen und Erika in grünen Waldesschatten, in dem die lebhaft durcheinanderklingenden Stimmen Frau Julias, Ullas, Theas, des Doktors und der anderen Mitfahrenden, die beide Wagen vollbesetzt hielten, widerhallten, während Max und Margrit stumm nebeneinander saßen. Dann ertönten von allen Seiten Ausrufe der Bewunderung; denn nun hatte man das obere Ende erreicht, den Wald verlassen, und das herrliche Panorama Beatenbergs, der Blick in die Gletscherwelt des Hochgebirges, lag frei.

Vor dem Bahnhof harrte der ankommenden Gäste die lange Reihe der Hotelwagen. Einer von ihnen nahm Theas Koffer auf. Für sie selbst stand ein von Frau Julia bestellter Landauer bereit.

Die vier Damen schickten sich an, ihn zu besteigen, während die beiden Herren es vorzogen, zu Fuß zu gehen. Im letzten Augenblick ergriff Margrit die Hand ihres Vaters und erklärte mit ihrer leisen, trotzdem keinen Widerspruch zulassenden Stimme, daß sie mit den Herren gehen würde. Frau Julia erhob nur matthöflichen Einspruch, da sie innerlich ganz zufrieden war, sich zunächst mit Thea in Ullas alleiniger Gegenwart austauschen zu können. Hinzu trat, daß die drei Zurückbleibenden ohnehin den gleichen und kürzeren Weg zum Chalet hatten, wohin Max als neuer Hausgenosse nun eintreten wollte.

So trennte man sich mit dem gegenseitigen Versprechen, sich zum Abendessen im Hotel wieder zusammenzufinden.

* * *

Thea v. Brand an ihre Cousine und Freundin Baronin Sibylle von Korff:

„Liebste, ich bin in Beatenberg — mit Max Rugenberg zusammen! Da steht's in drei Worten, steht die Erfüllung einer zwei Jahre langen, brennenden, tiefen, schmerzlichen Sehnsucht. Und jetzt sehe ich Dein gutes, dunkles Gesicht vor mir, mit seinem spöttischen Lächeln, das nur der richtig schätzt und liebt, der meine Bill kennt, und höre Deine Stimme: „Ein Segen, daß die Quälerei ein Ende hat!" Ach, Bill, wenn Du wüßtest, wie es in mir aussieht, jetzt, nachdem die Sehnsucht erfüllt ist, nachdem ich ihn wiedersah! Mir ist so weh, daß sich mir beim Schreiben das Herz zusammenkrampft, so weh, daß ich es nur Dir allein sagen kann, so weh, daß die stolze Thea ihren Kopf an Deine Brust legen und sich ausweinen möchte.

Nicht wahr, Du bist solche Sprache nicht an wir gewöhnt? Aber sieh', wenn der Wüstenwanderer halbverschmachtet dem trügerischen Himmelsschein nach durch die Oede gewandert ist, und, am Ziel angekommen, sieht, daß ihm alles vor den Augen in die Luft zerstiebt — muß er da nicht zusammenbrechen? Ich bin so kleinmütig, Bill, so kleinmütig, wie ich es nie gewesen bin, selbst in dem schrecklichen Jahre nicht, das jenem Zweikampf vorausging.

So fest stand mein Ziel, das ich mir in den inneren Kämpfen des letzten Jahres aufgebaut hatte, vor mir. Und jetzt, an diesem ersten Abend, als ich ihm im Hotel beim Abendessen gegenübersaß, sein liebes geliebtes Antlitz in undurchdringlicher Abwehr vor mir, mich vergeblich bemühend, auch nur einen Blick zu erhaschen, der auf irgendein Gefühl mir gegenüber schließen ließe: sei es nun Haß oder Liebe — da habe ich zum erstenmal daran gezweifelt, daß es sich jemals verwirklichen könnte. Und daß damit das Leben Deiner Thea gleich Null wäre, das weißt Du ja, Bill, das weißt nur Du. Nur Du, daß das keine Phrase ist.

Wie sieht er aus, Bill! Das Herz dreht sich mir im Leibe um, wenn ich ihn nur ansehe. Wo sind seine strahlenden braunen Augen, die so sieghaft zu leuchten verstanden? Wo die kräftig braunen Wangen, der elastische Gang? Nur die braune Haarsträhne ist noch da, die ihm noch immer über die Stirn fällt, und die er mit müder Hand zurückstreicht, während er sie früher mit einem Rucken des Kopfes zurückwarf. Bill, Bill, an die Vergangenheit darf ich nicht denken, so schön war sie — oder vielmehr, ich will mich an sie festklammern als an den Stern, der in meine Hoffnungslosigkeit hineinleuchtet. An den Studenten Max will ich denken, der mir einst ganz gehörte, wenn der Max von heute vor mir steht mit seinem eisig-höflichen, leerabwehrenden Gesicht! Ich leide, Bill, oh, ich leide — —

Die beiden Fenster meines Zimmers stehen offen. Ich bin aufgestanden und schaue in die Alpennacht. So schön ist das alles, Bill, so traumhaft schön! Auf dem See liegt der Mond, um die ewigen Berge gießt er sein Licht, und wo er unten im Wasser die Wellen trifft, da zittern sie vor Wonne bei seiner Berührung . . .

Bill, vielleicht wäre ich weniger traurig, wenn das nicht so überirdisch schön wäre. So aber wächst meine Sehnsucht ins Unendliche — meine Sehnsucht und meine Verzweiflung. Verzweifelt, traurig, todestraurig ist Deine Thea."

* * *

„Ich schrieb Dir, liebste Bill, vor einigen Tagen, in der Nacht nach meiner Ankunft auf St. Beatenberg, in einer schrecklichen Gemütsverfassung, glaube ich, einen jammervollen Brief.

Sieh', ich war so allein, Bill. Wem sollte ich mein übervolles Herz öffnen, wenn nicht Dir, meiner einzigen Vertrauten? Dir, die Du die beste Probe Deines Verständnisses dadurch gibst, daß man sich auch der stärksten Bloßlegung des Allerinnersten Dir gegenüber, im Affekt hervorgesprudelt, nachher niemals zu schämen braucht.

Ich bin sicher, Du hast meinen Aufschrei in jener Nacht verstanden. Du kennst den Jubel, mit dem ich nach allen harten Kämpfen dem Wiedersehen mit Max Rugenberg entgegensah. Kein Jubel, der jauchzt und singt, aber ein Jubel, der einem im Schlafen und Wachen durch die Glieder zittert und den man hütet wie einen heimlichen Schatz. So sah ich dem Tag, der mich wieder zu ihm bringen sollte, wie in Erwartung eines Festes entgegen.

Ich bin sogleich hierhergeeilt, stehenden Fußes vom Hotelessen in St. Moritz weg, als Tante Julias Brief mich erreichte.

Schon von Interlaken aus stand ich am Schiffsbug und schaute gegen den Beatenberg. Beim Näherkommen sah ich, daß die ganze Familie Rugenberg mit ihren Schweizer Freunden heruntergekommen war, mich abzuholen. Max kam im letzten Augenblick mit seiner Schwester und blieb im Hintergrunde stehen. Ich sah nur ihn, Bill, und er — sah überhaupt nicht zu unserem Schiff herüber. Das ist mir aber erst viel später zum Bewußtsein gekommen. In solchen Augenblicken hochgespanntester Erregung sehen, empfinden, fühlen wir ja doppelt und fassen und begreifen nur halb. Ich sah bewußt und mit tiefstem Schmerz nichts, als daß er elend, gequält und finster aussah. Furchtbares muß er durchgemacht haben in diesen zwei Jahren Festungshaft — denn ich kenne ihn, ich weiß, Max Rugenberg wird nicht so leicht fertig mit der Tatsache, den Tod eines Menschen verursacht zu haben, und wenn es hundertmal im ehrlichen Zweikampf geschah. Und ich konnte ihm nicht beistehen, ihm nichts sein während der ganzen langen Zeit! Wie ich ihn so dastehen sah, Bill — das Herz schwoll mir vor Wiedersehenswonne, ich hätte zu ihm eilen und all die Liebe und das süße Mitleid über ihn ausgießen mögen — und da ging ich wohlerzogen den Seinigen entgegen und tauschte verbindliche Worte mit Tante Julia, die übrigens ganz unverändert ist, und den andern. Max blieb im Hintergrunde an der Seite dieses lieblichen Kindes, der Tochter des Doktors Josti — kaum, daß er meine Fingerspitzen berührte, kaum, daß er auch mich nur ansah.

Wir fuhren hinauf und ins Hotel, und als wir nachher alle bei Tisch versammelt waren, fiel während der Unterhaltung dieses schreckliche „gnädige Fräulein" wie mit Keulenschlägen an mein Ohr und raubte mir beinah' die Fassung. Nur gut, daß ich seit zehn Jahren nichts anderes übe als Selbstbeherrschung, und so konnt' ich lachen und plaudern und nach allen Seiten weiter Rede stehen. Wenn ich auch seine Thea nun seit Jahren nicht mehr sein soll — daß ich nicht einmal mehr Thea für ihn bin! Alle, sogar er und Doktor Jostis Töchterchen, reden sich mit dem Vornamen an. Nur zwischen uns beiden herrscht dieses steife „Herr Doktor" und „gnädiges Fräulein", das auch, ich sehe es ihr an, Tante Julia ganz nervös macht. Lach' mich nicht aus, Bill, darüber daß allein diese Anrede mich zur Verzweiflung bringt! Jedesmal, wenn seine Stimme sie ausspricht, zuckt etwas schmerzhaft in mir zusammen.

Vielleicht würdest Du mir sagen, Bill: „Du hast dir vorgenommen, seines Glückes Schmied zu sein. Nimm dein Schicksal in die Hand, frage, forsche, suche zu ergründen, was ihn von dir entfernt." Denn fern, fern ist er mir, Bill, ferner als jemals. Und sieh' darum kann ich nicht fragen. Ich weiß nicht, ob es Stolz ist — ich habe mir ja gelobt: meine Liebe soll nun größer sein als mein Stolz — und was das sei Thea v. Brand heißt, weißt Du. Aber ich bin ein Weib, damit ist alles gesagt. Es ist da in unserem Innern etwas, das zurückzuckt, wenn wir uns ganz preisgeben wollen. Ich glaube, Bill, man könnte es „Würde" nennen, Stolz nicht, Stolz ist es nicht. Und wenn ich darüber zugrunde gehe, Bill, und wenn ich lebend täglich den Tod erleide — ich kann es nicht, Bill, ich kann nicht diesem höflichen, undurchdringlich abwehrenden Blick gegenüber, der immer leer und so gleichgültig über mich hinwegsieht, mein Herz enthüllen! Wie, Bill, wenn ich ihn nun wirklich um den Hals fiele oder auch nur seine Hände faßte und ihn beschwörte: „Max, Max, laß die Maske fallen — was hast du gegen deine Thea?" — und er wehrte mich ab mit diesem Blick und etwa einem: „Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein!"?

Ach, ich bin so mutlos, Bill! Mit tausend Plänen, mit mühsam errungenen, sieghaft ergriffenem Vertrauen in die Zukunft kam ich an, mein Glück zu schmieden — und sitze nun hier und kann nichts als klagen und jammern, daß es mir fast scheint, dieser Brief steht dem vorigen nicht nach, und daß Du aus dem Kopfschütteln über Deine Thea gar nicht herauskommen wirst. Denn wenn Du auch um mein Herz Bescheid wußtest, so tief hattest Du doch nicht hineingeschaut, wie es mich das große Leid und die Enttäuschung dieses Wiedersehens und dieser furchtbaren Tage und Nächte Dir offenbaren läßt.

Schreib' mir, Du Beste von allen, einen Trostbrief, so wie man weinende Kinder tröstet. Schreib' einen Kindertrostbrief der Hochmütigen, Kühlen, Unnahbaren, Stolzen, Reichen, Umworbenen, Glücklichen — und was meine guten und schlechten Freunde mir sonst noch an Eigenschaften anhängen — schreib' ihn der, die in Wirklichkeit doch nichts ist als Deine zitternde, arme, heiße, verschmähte Thea.

Wie geht es, Herzelchen? Für all mein Jammern, das Du über Dich ergehen lassen mußt, hab' ich doch das befriedigende Bewußtsein, Dir auch etwas gewesen zu sein, indem ich Dir dies heimatlose Kind zur Adoption empfahl. Ich sah' es noch auf dem Bahnsteig an Deiner Hand mit dem weißen Tüchlein winken, als ich wegfuhr. Grüß' es tausendmal von mir."

* * *

Wie Frau Julia es als selbstverständlich angenommen hatte, bildete sie bald den Mittelpunkt nicht allein der Hotelgesellschaft, sondern sämtlicher Gäste St. Beatenbergs. Das Hotel, in dem sie mit Ulla und Thea wohnte, war von jeher für den Abend der Versammlungsort für alle Fremden. Mehrmals wöchentlich fanden in seinen unteren, glänzend ausgestatteten Räumen Konzerte statt. Seit die berühmte Künstlerin, deren Namen man in der Fremdenliste gelesen, deren temperamentvolle Erscheinung man auf der Straße bewundert hatte, dort weilte, war noch ein besonderer Anziehungspunkt gegeben.

Es war zwar nicht entschieden, wem mehr gehuldigt wurde, ob Frau Julia oder Thea v. Brand. Nahm die erstere durch ihr impulsives Entgegenkommen, ihre Liebenswürdigkeit und künstlerische Ungeniertheit für sich ein, so fiel Thea wie überall, so auch hier, vor allem durch ihre ungewöhnliche und stolze Schönheit, dann aber auch durch ihre ruhige, sichere Ueberlegenheit und den Hauch edelster, rassigster Vornehmheit auf, der von ihrem ganzen Wesen ausging. Sie galt hier für kalt und hochmütig, aber trotzdem unwiderstehlich in ihrem Zauber. Sämtliche Fremde und selbst die Einheimischen Beatenbergs bewunderten und bestaunten sie aus der Ferne, man stürzte ans Fenster, wenn sie vorbeikam, man suchte möglichst dicht an ihr vorbeizugehen, man drängte unauffällig dorthin, wo sie stand.

Bald spann auch hier die Fama, deren Fäden sich unsichtbar über die ganze Welt breiten, allerlei Geschichten um ihre Gestalt, die aus Wahrheit und Dichtung wunderbar gemischt waren. Es war die Rede von unzähligen gräflichen und fürstlichen Herren, die sich einen Korb bei ihr geholt hatten; es tauchte eine Mär auf von einem tragischen Selbstmord zu ihren Füßen. Es wurden Geschichten erzählt von ihren Bergbesteigungen und ihrer dabei bewiesenen Energie, Ausdauer und Entbehrungsfreudigkeit. Einer hatte in Berlin von ihr gehört als einer Wohltäterin für arme und heimatlose Kinder; Tausende habe sie in eine von ihr gegründete und unterhaltene Kinderstiftung gesteckt. Man erzählte von ihrem Vater als einem verdienten Haudegen, der sich im Kriege ausgezeichnet habe und bei Hofe besonders gut angeschrieben sei, und von ihrem Onkel Kolb von Degen, dem berühmten Forschungsreisenden, der ihre Erziehung geleitet habe und dessen alle Intelligenzen der Hauptstadt umfassenden Salons sie vorzustehen pflege, wenn er in der Heimat weile. Man bespöttelte die Herren, die sich hier in Beatenberg um ihre Gunst drängten, von denen sicher keiner je auch nur die mindeste Aussicht auf Erfolg haben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Drittel der Oberfläche von Europa ist bewaldet.

Die deutsche Frau.

Erzählung aus den ersten Augusttagen 1914 von Ernst Georgh.

„Geht da drüben nicht die Frau Doktor?" fragte der Amtsrichter den Referendar und wies im nächtlichen Dunkel der schlesischen Kleinstadt auf eine flüchtig dahinhuschende weibliche Erscheinung, die auf der anderen Straßenseite auftauchte.

„Ich glaube kaum. Was sollte sie jetzt unterwegs?" entgegnete der junge Mann und spähte scharf hinüber. „Sehen Sie doch, im Sprechzimmer bei ihm schimmert noch Licht durch die Scheiben. Er arbeitet wie immer die halbe Nacht durch. Sie wird wohl längst mit den Kindern schlafen. Die Räume liegen aber nach dem Garten, die kann man hier nicht sehen."

„Schmidt erzählte, daß der Doktor heute auf der Polizei war und beim Bürgermeister, um sich zu erkundigen, was er tun solle. Er ist doch russischer Untertan und in einer verteufelten Lage."

„Was Sie sagen!" meinte der Referendar interessiert. „Das wußte ich ja gar nicht. Sein Name ist doch deutsch, und sein Dialekt ist nicht auffallend. Er spricht nicht anders als die meisten hier, die alle von der Nähe der polnischen Grenze ihr scharfes „R" übernommen haben."

Der Nachtwächter ging gemächlich neben seinem Hunde die übliche Runde ab, als dieser plötzlich aufblaffte, über den Platz jagte und knurrend vor einer Frauengestalt stehen blieb. Eilig folgte er dem Tier und hob seine kleine Laterne. „Nanu, Frau Doktor?" rief er erstaunt. „Wo wollen Sie denn noch hin?"

Die Gefragte zog erschauernd ein Tuch, das sie über Kopf und Schulter geschlungen, fester zusammen. „Lassen Sie mich, Lehmann," antwortete sie heiser, „ich muß sofort zum Herrn Bürgermeister. Es ist — wichtig!" Und schon stürmte sie davon.

Kopfschüttelnd blickte er hinter ihr drein und gewahrte, daß sie, den Weg überquerend, vor dem Hause des gestrengen Regenten der Stadt stehen blieb und die Klingel neben der Eingangstür in Bewegung setzte. Gleich darauf erschien der Torwart.

„Gewiß ist der Herr Bürgermeister noch auf. Bis neun Uhr war eine außerordentliche Sitzung, und jetzt arbeitet er noch mit zwei Stadträten in seiner Privatwohnung. Ich glaube wahrhaftig nicht, Frau Doktor, daß ich ihn jetzt stören darf." Der Mann schüttelte bedenklich den Kopf.

„Eine Sache von allerhöchster Wichtigkeit. Melden Sie mich sofort, wenn Ihnen — Ihr Vaterland lieb ist!" stieß sie hervor und ließ sich auf eine Bank, die auf dem Treppenabsatz stand, niedersinken. Ihre Zähne schlugen wie im Fieber aufeinander.

Er entfernte sich nun doch, etwas von: „sicher verrückte Weibergeschichte" vor sich hinmurmelnd. Nach einigen Minuten kehrte er zurück. „Darf ich bitten?"

Sie erhob sich und folgte ihm durch einen Gang, der rechts direkte Verbindung mit dem Rathause hatte und zu den Zimmern der Privatwohnung gehörte. Ein kleiner Raum, der augenscheinlich soeben erst erleuchtet war und von eingeschlossener, mit Gasgeruch erfüllter Luft durchwärmt, nahm sie auf. Der Führer verschwand. Sie war allein und preßte beide Hände vor ihr Antlitz, dabei aus tiefster Seele stöhnend. So bemerkte sie nicht, daß die gegenüberliegende Tür sich geöffnet hatte und der eingetretene, müde und überarbeitet aussehende Herr sie gespannt beobachtete. Erst nach der zweimaligen lauten Anrede: „Frau Doktor, Sie wünschen mich zu sprechen?" wandte sie sich um und ließ die Arme sinken.

Der Bürgermeister erschrak über das totenblasse, von Seelenqualen zerstörte Gesicht der sonst so hübschen jungen Frau. Rasch griff er zu, da sie wankte, und brachte sie zu einem Stuhle.

Sie fuhr jäh empor. Ihre tief in den Höhlen liegenden Augen flammten in wilder Energie. Beide Hände zu Fäusten ballend, stieß sie kreischend die Worte aus: „Ich bin eine Deutsche! Ich kann es nicht länger ertragen! Ich kann nicht! — — — Uebermenschliches habe ich erduldet! Nun geht es nicht mehr weiter! — — — Verhaften Sie Alexander! Verhaften Sie meinen Mann! Er ist — — — ein Verräter!"

Der weißhaarige Stadtvater erhob sich voller Entsetzen. „Frau Doktor," sagte er beschwörend, „Sie wissen nicht, was Ihre Beschuldigung in dieser Stunde für eine Bedeutung hat. Wir stehen unter dem Kriegsrecht. Ueberlegen Sie jede Silbe, ehe Sie sprechen. Es handelt sich um den Vater Ihrer Kinder, um einen Mann, der unser aller Achtung besitzt. Es handelt sich — —"

„Um Deutschland," unterbrach sie ihn, halb irre vor Verzweiflung, „das er verraten und verkauft hat seit Jahren. O, ich war ja blind. Ich habe ja nichts von alledem verstanden. Jetzt erst, am Donnerstag, als seine Verwandten mit dem Automobil auf eine Stunde bei uns waren und all die Pläne und Zeichnungen, die er hinter seinen wissenschaftlichen Büchern versteckt hielt, mitnahmen und zum Teil in das Futter ihrer Paletots einnähten, ist mir alles klar geworden —"

„Halt!" unterbrach jetzt seinerseits der Bürgermeister die verzweifelte Frau. „Wo ist Ihr Mann jetzt?"

„Zu Haus. Er arbeitet, wie er es immer getan, auch als er all die Brücken und Pläne zeichnete, was er als „Spielereien" und „Liebhabereien" bezeichnete."

„Warten Sie hier," befahl der alte Herr jetzt, sachlich und streng. „Ich habe einige Anordnungen zu geben."

Die unglückliche Frau blieb allein. Sie ahnte, daß jetzt Boten zu dem Obersten der Garnison, zur Polizei gesandt wurden, und daß binnen kurzem ihre trauliche Villa umzingelt und ihr Mann, der Vater ihrer beiden kleinen Söhne, verhaftet werden würde. Alexander gefangen, eingekerkert oder womöglich — hingerichtet! Und sie, die ihn aus Liebe geheiratet, gegen den Willen der ganzen Familie, die keinen Ausländer in der Verwandtschaft dulden wollte — sie, zu der er immer gut und zärtlich gewesen, sie hatte ihn ausgeliefert! Jammernd sank sie zu Boden, barg den Kopf in den Armen und stöhnte. Wie oft in ihrer Ehe hatte sie mit geheimem Weh empfunden, daß in diesem einen Punkte ein Nichtverstehen, eine Kluft war. Sie war durch ihn russische Untertanin und kannte weder seine Heimat, noch eine Silbe seiner Sprache. Er wünschte nicht, daß sie Russisch lernte.

„Frau Doktor, erheben Sie sich, und suchen Sie ruhig zu werden." Der Bürgermeister hob sie empor. „Ich verstehe Ihre Erregtheit; aber Sie haben den ersten Schritt getan. Sie müssen den zweiten tun. Das Vaterland wird es Ihnen danken, und Ihr Gewissen als deutsche Bürgerin wird Sie freisprechen! — Erzählen Sie mir jetzt, was Sie wissen und beobachtet haben."

Zuerst zögernd, verwirrt, dann klarer und knapper sagte sie: „Mein Mann hatte von Anbeginn unserer Ehe an eine große Korrespondenz mit seiner Verwandtschaft, die uns häufig besuchte. Alle sprachen gut Deutsch, und Alexander übersetzte mir jeden Brief wörtlich oder erzählte mir seinen Inhalt. Er reiste oft nach Moskau und versprach mir, mich mitzunehmen, sobald die Jungen größer wären. Ich blieb auch lieber daheim. Einst, es mögen vier Jahre sein, kam er von einer solchen Reise sehr glücklich zurück. Sein reicher Onkel hatte ihm eine jährliche Rente von zehntausend Mark bewilligt. Er schaffte das Automobil an, das ihm bei seiner Landpraxis sehr angenehm war. Es fiel mir nicht auf, daß er die Land- und Generalstabskarten studierte und selbst Zeichnungen entwarf. Immer häufiger kamen russische Besucher. Einige Male nachts. Er erklärte, daß es russische politische Flüchtlinge seien, denen er Beistand leisten müsse, und befahl mir, fern zu bleiben und zu schweigen, um den Armen nicht etwa noch zu schaden. So war noch am Montag vor der Kriegserklärung nachts ein Freund meines Mannes aus Minsk bei uns, der sich ganz verzweifelt gebärdete. Und Alexander, um ihm die Flucht zu erleichtern, bekleidete ihn mit der Uniform eines deutschen Regiments und gab auf meine Frage, woher er diese vollständige Ausrüstung hätte, solch ungenügende Antwort, daß mein Mißtrauen erwachte. Um so mehr, als ich große Geldscheine, russische, plötzlich in seinem Schreibtische bemerkte. Nun beobachtete ich ihn Tag und Nacht." Sie schluchzte.

„Ruhe, Ruhe, Frau Doktor — Weiter!" drängte der Bürgermeister.

„Ich sah ihn Papiere verbrennen, seine Zimmer sorgfältig in Ordnung bringen, und am Donnerstag, als seine beiden Vettern aus Kowno mit dem Automobil von Berlin kamen, um in ihre Heimat zurückzufahren, reichte er ihnen zwei Mappen mit Zeichnungen, die sie auf dem Boden des Wagens unter dem Teppich, der ihn bedeckte, verbargen. Dann gab er ihnen Papiere, die sie in ihre Mäntel einnähten. Während sie nun beim Abendbrot saßen, habe ich das Futter heimlich aufgetrennt, die Stücke durch Zeitungen ersetzt und die Nähte wieder zugenäht. Sie nestelte an ihrer Taille, zog zwei Bogen hervor und überreichte sie dem alten Herrn.

Er setzte die Brille auf und trat dicht unter die Gasflamme. „Ach, schiffrierte Erklärungen. Das habe ich mir gedacht! — Und das ist die X-Brücke, — — und dies sind die Bahnhofspläne der Festung .... Unerhört! Das sind Beweise! Ihr Mann ist ein gemeiner Spion!"

Es klopfte. Er öffnete hastig. „Hat man ihn?"

„Soeben eingeliefert, Herr Bürgermeister. Er versuchte, sich etwas anzutun, aber man konnte ihm den Revolver noch fortreißen."

„Das ist gut. So ein — — —" Er sprach das Wort nicht aus. Ein Geräusch ließ ihn sich umwenden. Die junge Frau war bewußtlos zu Boden gefallen.

Am dritten August, morgens um fünf Uhr, wurde ihr Gatte standrechtlich erschossen.

Einiges vom Klavierspiel.

Von Dr. Paul Eriel.

Das Klavierspielen muß wohl sehr leicht sein. Seit Jahren liegt vor mir ein ständig wiederkehrender Zeitungsausschnitt des Inhalts, daß man das Klavierspielen in — sechs Stunden erlernen könne! Dabei wird eine möglichst in griechische Worte gekleidete „Methode" genannt. Uebersetzt man die griechischen Worte ins Deutsche, so ergibt sich eine gleichgültige Wendung. So leicht haben die Musen es der Kunst doch nicht gemacht, daß jemand, gleichviel ob er dafür begabt oder ob er es nicht ist, in kurzer Zeit das erlernt, wozu sonst Jahre erforderlich sind. Jawohl: Jahre! Wenn nicht die Absicht obwaltet, nur einen kleinen Blick in die musikalische Kunst zu tun. Jeder, der sich der Musik widmen will, sollte von vornherein auf ein sorgsames und vor allem systematisch geordnetes Studium bedacht sein, um sich selbst die nötige Achtung vor der Kunst zu wahren. Für den Intelligenten ist das übrigens eine selbstverständliche Forderung.

Haben nun die Götter auch vor das Klavierspiel den Schweiß gesetzt, so darf doch wiederum keine solche Methode gewählt werden, die geeignet ist, die Lust am Klavierspiel zu benehmen oder gar die körperliche Gesundheit zu schädigen. Wie viele Stunden man am Tage üben soll, ist Sache des Einzelfalls und kann hier nicht näher besprochen werden. Wohl aber wenden wir uns gegen jene Methoden, die durch allzu straffes Anziehen der Zügel ein möglichst schnelles Lernen erzielen wollen. Ganz verwerflich ist in erster Linie die Prügelmethode, wie sie noch zum Teil heute besteht. Alles Schlagen von Kindern, wenn ihnen einmal irgend ein Lauf nicht gelingt, ist vom (richtigen) Standpunkte der heutigen Pädagogik aus unhaltbar; denn dem kleinen Zögling, der vielleicht nicht einmal sonderlich begabt ist, wird dadurch vorzeitig ein Haß gegen die Kunst eingeimpft, der später niemals gute Früchte tragen kann. Der Klavierlehrer muß, wie jeder Lehrer, mit Geduld, mit unendlicher Geduld gewappnet sein und darf seinem Temparament, seinem Aerger nicht die Zügel schießen lassen. Am bösesten erweisen sich die gesundheitsschädlichen Methoden anderer Art. Dafür nur zwei Beispiele aus der Geschichte. Es ist bekannt, daß die seinerzeit berühmte Pianistin Mary Krebs als Kind von ihrem barbarischen Vater zwölf Stunden täglich an das Klavier mit Stricken gebunden wurde, um durch fleißiges (!) Ueben das zu erreichen, was ihr noch fehlte. Hier haben allerdings Natur und Geist über eine solche Strenge gesiegt. Aus dem Kinde wurde später eine sehr geschätzte Klavierspielerin. Nicht immer geht aber eine solche Versündigung gut aus. Das mußte z. B. der berühmte Komponist Robert Schumann erfahren, der sich als Jüngling der pianistischen Virtuosenlaufbahn widmen wollte. Er hatte unter anderem bereits bei dem ersten Klaviermeister der damaligen Zeit J. N. Hummel studiert, und nichts stand seinem Lieblingswunsche, auch so ein Meister zu werden, entgegen. Da kam Schumann auf den unglückseligen Gedanken, den von Natur aus schwachen vierten Finger der rechten Hand dadurch geschmeidiger zu machen, daß er kleine Holzstücke des Nachts zwischen den vierten und fünften Finger steckte. Es sollte dadurch auch die Spannung der Hand selbst erweitert werden. Die Folgen dieser Gewaltkur waren tragisch; denn es stellte sich alsbald eine Lähmung der rechten Hand ein, die Schumann zwang, dem Berufe als Pianist gänzlich zu entsagen. Die heutige Pädagogik ist so weit ausgebildet, daß solche zweifelhafte Methoden, um den natürlichen Bau der Hand zu verbessern, ganz ausgeschaltet sind.

Zu Nutz und Frommen der vielen, die sich gerade am Klavierspiel erbauen und ihm auch sonst angenehme Seiten abgewinnen, sei hier noch folgende wenig bekannte Kleinigkeit mitgeteilt. Jeder Pianist lernt und weiß, daß er mit dem die Dämpfung aufhebenden rechten Pedal sehr vorsichtig sein muß, um ein unschönes Zusammenklingen von Tönen, die nicht einer Akkordreihe angehören, zu vermeiden. Es ist daher verpönt, während eines Tonleiterlaufes das rechte Pedal niederzudrücken. Dies gilt als feststehende Regel. Trotzdem gibt es davon einige merkwürdige Ausnahmen. Spielt man z. B. die Töne der A-dur-Tonleiter — es kann natürlich jede andere sein — unter Pedalgebrauch in einer Oktave hintereinander, so wird ein ohrverletzendes Chaos die Folge sein. Nun mache man einmal folgendes Experiment: Man schlage, immer mit Pedal, der Reihe nach die Töne der A-dur-Tonleiter folgendermaßen von unten nach oben an: A, E, H, Gis, D, Fis, Cis. Dann wird man einen auffallend gut klingenden stark überschwenglichen Akkord, der sich übrigens sehr leicht auflösen läßt, erhalten. Seine Wirkung ist um so zauberhafter, je leiser die Töne angeschlagen werden. Wie man aber sieht, vermag das Klavierspiel auch außerhalb seiner gewöhnlichen Bedeutung noch manche Freunde zu erregen.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Praktische Kleiderschürze. — No. 1176.

Die Kleiderschürze hat sich längst ihr Recht als Garderobezubehör erobert. Sie ist der Hausfrau bei den täglichen Verrichtungen in Küche und Haus unentbehrlich geworden, vertritt wohl auch hier und da die Stelle eines einfachen Morgenkleides. Hierzu wäre besonders das hier wiedergegebene Modell geeignet, weil seine Form, falls mit Gürtel getragen, Rock und Bluse nahe kommt. Sehr adrett wirkt die Schürze, wenn in weißem Drill ausgeführt und mit buntgestreiftem 2 Zoll breiten Schrägstreifen besetzt. Praktischer ist gestreifter oder figurierter Perkal, dem einfarbige Streifen einen hübschen Kontrast geben. Zu dem Schnittmuster hier erhältlich in 3 Größen: klein, mittel und groß benötigt man 4¼ Yards Material bei 36 Zoll Breite.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst 10 Cents an jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Pattern Coupon.
Ich wünsche Muster No.....
.... Zoll, Brust- oder Taillenmaße
(Sahre .... bei Kindersachen.)
Name.....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....

Das erste Kriegsluftschiff.

Es ist im gegenwärtigen Weltkriege nicht das erste Mal, daß Luftschiffe in den Krieg eingegriffen haben: die erste Anwendung des Luftschiffes im Kriege ist vielmehr verhältnismäßig sehr alt. Nur wenige Jahre nach der Erfindung der Montgolfière kam man darauf, auch in der Luft Krieg zu führen. So ordnete am 2. April 1794 der französische Nationalkonvent die Einrichtung einer Luftschifferkompagnie an, und noch im selben Jahre konnte sich diese betätigen. Das erste Luftschiff, von dem man als Kriegswaffe erfährt, ist demnach der Fesselballon Entreprenant, der bei der Einnahme von Charleroi am 25. Juni 1794 durch die Franzosen wertvolle Dienste tat. Tags darauf, als die Franzosen bei Fleury (Fleurus) gegen die Oesterreicher kämpften, war der gleiche Fesselballon tätig. Der Rolle, die der Luftballon im Kriege 1870—71 gespielt hat, entsinnt man sich noch allgemein. Besonders von den belagerten Parisern ist er des Oefteren verwendet worden und hat ja auch Gambetta die Flucht aus Paris ermöglicht.

Ueber 9 Millionen Pfund Pfeffer wurden letztes Jahr aus Cochin-China ausgeführt.

In China fabriziert man aus der weißen, schmierigen Masse, welche die Samen eines Baumes namens „Stillingia Sebifera" führt, Pflanzentalg.